

KRANK | SCHREIBEN | LASSEN

Ein Dialog zum Umgang mit Krankheit in Wissenschaft und Kunst

Anna Suchard & Carolin Bebek

Carolin Bebek (CB): Anna, wir hatten uns dazu verabredet, ein Schreibgespräch zu führen über das Verhältnis von Kunst, Universität und Gesundheit. Aber: Noch bevor wir starten konnten, brach Krankheit in dein Leben ein – und zwar in einem solchen Ausmaß, dass sowohl an wissenschaftliches Schreiben als auch an künstlerisches Schaffen kaum zu denken war und ist. Gleichzeitig weiß ich, dass du dir ein Leben ohne künstlerisch-philosophisches Tätigsein nicht/kaum vorstellen kannst; dass dich die aktuelle Abwesenheit dieser Form der (kollektiven) Auseinandersetzung nicht etwa einfach schont und gesunden lässt. Ich befürchte viel mehr: Der Verlust dieser Art des In-der-Welt-Seins verschlimmert dein Leid.

Wenn Philosophie und Kunst (insb. das Machen) häufig verstanden werden als Formen des Antwortens auf die ungelösten Herausforderungen der Welt, als Modi des Umgangs mit dem Leid der Welt, dann scheint hier eine interessante Dopplung bzw. ein Nebeneinander vorzuliegen. Denn: Für diese Tätigkeiten braucht es ein Mindestmaß an Gesundheit. Es braucht Subjekte, die innerhalb des Kunst- bzw. Wissenschaftsbetriebs funktionieren, die also gesund genug sind, um a) aner kennbar zu sein als Künstlerin/Philosophin und um b) immer wieder öffentlich zu werden mit aner kennbaren Produkten (Schriften, Werken etc.). Was geschieht aber, wenn die entsprechenden Bedingungen nicht (mehr) erfüllbar sind? Es gibt (zahlreich) die Verarbeitung temporärer gesundheitlicher Beeinträchtigung im Rahmen künstlerischer/philosophischer Auseinandersetzung von Seiten gesunder (wieder im Betrieb *funktionierender*) Subjekte. Hier wird die eigene Krankheit gewissermaßen zum (gezügelmten) Material (z.B. Nancy und sein Spenderherz etc.). Und ja, es gibt auch (randständig/selten) inklusive Kunst-/Wissenschaftspraktiken,

die Menschen, die eigentlich nicht *funktionieren*, dennoch Einlass gewähren. Überall, wo dies geschieht, treten jedoch sofort Fragen rund um soziale Moral vs. künstlerische Qualität auf den Plan und unterstreichen also die oben umrissene Prekarität. Das aufgrund von Krankheit oder Alter entgegengebrachte Mitleid korrumptiert potentiell die Möglichkeit, dass das eigene Produkt/Werk ausschließlich anhand künstlerischer bzw. wissenschaftlicher Qualitätskriterien in Erscheinung tritt und bewertet wird (vgl. hier auch alle vertrauten Problematisierungen hinsichtlich der *Anderen*, denen der intellektuelle Zugang zum Allgemein-Menschlichen abgesprochen wird). War Schlingensiefs Operndorf wirklich so toll oder hatten alle nur Mitleid? Nicht die (wie auch immer geartete) Antwort, sondern allein die Tatsache, dass diese Frage da ist, ist problematisch.

Vor diesem Hintergrund lauten meine eröffnenden Fragen zugespitzt wie folgt: Wie gesund müssen Künstler*innen/Wissenschaftler*innen sein, um (unter den jeweils bestehenden Bedingungen) Kunst/Wissenschaft zu machen? Welche Verantwortung haben dabei gesellschaftliche Institutionen (wie z.B. Universitäten)? Und vor allem: Wer bin ich gerade (für dich), wenn ich dich zum Schreiben auffordere, obwohl du krank bist? Deine gesunde/*funktionierende* Komplizin, die dir trotz Krankheit Teilhabe am Betrieb ermöglicht? Oder Agentin eines *kranken* Produktionsbetriebs, der dir im Fall einer mangelnden kontinuierlichen Veröffentlichungspraxis ggf. in Zukunft den Zutritt verwehrt?

Anna Suchard (AS): Vielleicht ist zunächst einmal interessant, dass diese Frage nicht in allen Arbeitsfeldern eine Rolle spielen würde oder könnte. Würde ich z.B. auf dem Bau arbeiten, wäre die Frage nicht existent. In Bezug auf Wissenschaft und Kunst ist die Frage vielleicht deshalb so relevant, weil hier ja traditionell in Frage steht, welche Rolle wir dem Körperlichen zu- oder absprechen sollen. Die Antworten hierauf sind jedoch widersprüchlich. Die der Wissenschaft könnte man sogar beinahe schizophren nennen, schließlich herrscht hier Einigkeit über einen starken Physikalismus, aber gleichzeitig sollen körperliche Bedürfnisse möglichst keine Rolle bei der Arbeit spielen. Seit der Antike soll ein starker Geist seinen schwachen Körper beherrschen, was sich mit dem Christentum noch einmal radikalisiert hat. Zunächst gab es noch die Seele (als eine Art Zwischenglied sinnlicher Erkenntnis), doch mit der Abkehr von den Religionen hat die moderne Wissenschaft sie dann aus ihren Reihen verbannt, so dass sie nun schutzlos der Esoterik ausgeliefert ist. Sehr verkürzt gesagt, liegt das an Descartes. Er hat gesagt, Tiere seien seelenlose Körperma-

schinen (Descartes 1990: 32) und Darwin hat etwas später festgestellt, dass wir in Wahrheit Tiere seien, ergo lautet der noch immer so fatale wie prominente (Fehl-)Schluss, wir seien Körpermaschinen mit einem geistigen User*innen-Subjekt.

In der Kunst sieht die Sache schon etwas anders aus. Die Kunst möchte sich die Körperlichkeit nämlich nicht so radikal amputieren lassen. Vor und hinter den Kulissen dürfen Essen und Trinken eine Rolle spielen, sogar Sex und auch Krankheit, kurz: das Dionysische, wie man so sagt. Die Schizophrenie steckt hier an anderer Stelle: Das Kunstwerk soll nämlich von dem/der Künstler*in emanzipiert sein. Handelt es sich dabei aber um Kranke, steht das der Emanzipation sehr im Wege (ähnlich wie der Ruhm, aber das ist eine andere Geschichte). Kunst darf und soll sich mit Leid und Krankheit und Tod und Elend befassen, aber die Macher*innen sollten möglichst vor Kraft strotzen. Was sowohl in wissenschaftlichen als auch in künstlerischen Branchen ein Problem darstellt, ist nämlich Mitleid mit Produzent*innen zu haben. Krankheit macht mich zu jemandem, den man nicht für voll nimmt und um den man sich kümmern muss, also quasi zu einem Kind. In den künstlerischen wie in den wissenschaftlichen Institutionen ist kein Platz für Hilfsbedürftigkeit. Gefeierte werden autarke Subjekt-Maschinen. Du sprichst oben im Kontext der Institution sicher nicht zufällig von *funktionieren*.

Was also tun, wenn du krank bist? In der Kunst ist es ein Ausweg, die Krankheit selbst zum Thema zu machen. Kranke Künstler*innen sollten sich also am besten für ihre jeweiligen Krankheiten und nicht für Operndörfer interessieren. *Kirche der Angst* ist z.B. Schlingensiefels erfolgreichstes Krebs-Stück.¹ In der Wissenschaft ist es hingegen Standard, eine Krankheit, wenn sie überhaupt bekannt wird, performativ unter den Tisch fallen zu lassen und so durch Stärke zu brillieren. Das scheint mir ein zutiefst patriarchales, mutmaßlich sogar militärisches Verständnis von Stärke zu sein, welches wir dringend dekonstruieren sollten. Aber wie? Und wer kann damit beginnen?

Wenn ich auf mich selbst, als eine Art Hybridwesen in Wissenschaft und Kunst, in dieser Situation schaue, traue ich mir auch krank zu, Kunst, genauer: kollektive Kunst, zu machen, bzw. an ihrer Produktion teilzuhaben, aber keine Wissenschaft. Warum? Im freien Theater gibt es fluidere Partizipationsmöglichkeiten und Produktionskonzepte. Das gilt natürlich nicht für städtische Bühnen oder dergleichen starre Produktionsapparate, aber mit einer kol-

1 <https://www.kirche-der-angst.de> [26.02.2025].

lektiven Leitung, wie wir sie beim *Theater der Versammlung*² verstehen, ist das möglich. In akademischen Kontexten funktioniert das nicht so einfach, hier sind autarke Subjekte (mit funktionierenden Körper-Maschinen) gefragt, und auch wenn ich versuche, dieses Bild zu verändern, wie etwa durch Schreib-Dialoge oder Key-Interviews statt Keynotes usw., muss ich dafür zunächst unter Beweis stellen, dass ich es auch alleine könnte, dass ich die Standards aufführen kann, dass ich sie fehlerfrei beherrsche (siehe hierzu ausführlich: Seitz [Suchard]: 2021). Da ich dazu noch eine weiblich gelesene Person bin, muss ich sehr gut aufpassen, wie ich begründe, dass ich es besser finde, etwas mit anderen zusammen zu machen, damit es nicht als Schwäche interpretiert wird (wie das Klischee von den Mädchen, die zusammen auf Toilette gehen). Der Wert der Auseinandersetzung mit dem Andersartigen als dialogischem Prinzip wird institutionell gerne zugunsten eines Star-Systems verschleiert, das seinen Genie-Kult feiert, obgleich niemand ohne Auseinandersetzung mit Anderen seriöse Wissenschaft abliefern kann.

Aber um all das zu behaupten und zu verteidigen, muss ich einigermaßen gesund sein, sonst fehlt mir die Kraft, den Frust zu ertragen, und meine Glaubwürdigkeit leidet. Ich darf gefühlt auf keinen Fall auf Andere angewiesen sein, obwohl wir das selbstverständlich alle immer sind. Und solange wir das nicht mal zugeben, geschweige denn in institutionelle Strukturen überführen dürfen, machen akademische Institution (in der Regel) krank. Ja.

-
- 2 Das Theater der Versammlung zwischen Bildung, Wissenschaft und Kunst wurde 1992 gegründet und gilt damit als eines der ersten performativen Forschungstheater der Bundesrepublik. Das Theaterensemble (unter der künstlerischen Leitung von ca.si.an) bildet das Herzstück des Zentrums für Performance Studies und zeichnet sich durch seine einzigartige Struktur im deutschen Kulturraum aus: Es agiert, angeschlossen an den akademischen Betrieb, als eigenständige künstlerische Institution, die wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Zusammenhänge mit den Mitteln der performativen Künste befragt und interdisziplinäre Dialogketten innerhalb und außerhalb der Universität initiiert. So wandert das Ensemble genauso durch verschiedene Forschungs- und Fachbereiche, wie an theaterferne Orte, von Bestattungsunternehmen über Krankenhäuser bis hin zu Leerständen und Kultureinrichtungen. Genau so wie alle Produktionen kontextspezifisch entwickelt werden, kann das Ensemble auch aus dem situativ adaptierbaren Repertoire schöpfen. Alle Aktivitäten versteht das Theater der Versammlung als performative Versuchsanordnung, in denen, gemeinsam mit dem Publikum, zugleich die Versammlung als Form untersucht und gestaltet wird. <https://www.uni-bremen.de/zentrum-fuer-performance-studies/theater-der-versammlung/was-ist-das-theater-der-versammlung> [28.02.2025]. Siehe auch: Lagaay/Seitz (2018).

Wer wir nun hier für einander sind, weiß ich nicht. Was würdest Du sagen? Ich glaube, für mich ist es vielleicht ein bisschen ein Trick in Bezug auf das akademische Arbeiten. Wir arbeiten ja alltäglich auch gemeinsam in der *künstlerischen* Leitung des Zentrum für Performance Studies der Universität Bremen (ZPS)/Theater der Versammlung (TdV)³, publizieren aber nicht so häufig zusammen. Aber dass wir es jetzt hier tun, ermöglicht mir vielleicht zunächst einmal einen künstlerischen Zugang, der mir über die geschilderte akademische Barriere hinweghilft. Wir haben in diesem Dialog gewissermaßen vereinbart, zu spielen und erst später zu entscheiden, ob und wenn ja was wir davon auf die Bühne (bzw. aufs Papier) bringen. Vielleicht ist das der relevante Punkt? In kollektiven künstlerischen Zusammenhängen teilt man auch Prozesse, in akademischen Zusammenhängen teilen wir oft nur Ergebnisse.

CB: Wann und wofür sollte die Kategorisierung krank/gesund eine Rolle spielen – und wann auch nicht? Hier müssten als erstes Fragen rund um den Schutz der erkrankten Person ins Feld geführt werden und auch der Schutz anderer, die durch eine mangelnde Qualität der Arbeit ggf. gefährdet werden könnten. Aber: Hinsichtlich unserer Tätigkeitsfelder bedarf es eines differenzierteren Blicks, da es sich nicht um eine klassische Form der Erwerbsarbeit handelt. Unsere Arbeit siedelt gewissermaßen in einer Zwischenwelt. Ja, sie ist Erwerbsarbeit – und hier möchte ich meine Rechte als Arbeitnehmerin wahrnehmen, nicht zuletzt, um die historischen und aktuellen Kämpfe der Genoss*innen gebührend zu würdigen. Gleichzeitig handelt es sich um eine Tätigkeit, die mich als Menschen inklusive aller Intimität (körperlich wie intellektuell) ergreift und fordert – zumindest, wenn ich mich den historisch gewachsenen

3 Das Zentrum für Performance Studies der Universität Bremen (ZPS) hat sich den Dialog zwischen Wissenschaft und Kunst und das Initiieren interdisziplinärer Dialogketten innerhalb und außerhalb der Universität zur Aufgabe gemacht. Das Leitungskollektiv *ca.si.an* (Carolin Bebek, Simon Makhali und Anna Suchard) engagiert sich zudem in der Gestaltung dialogorientierter Veranstaltungs-dramaturgien in Wissenschaft, Kunst und Transfer. Das Zentrum gilt als führend in der interdisziplinären Performativitätsforschung im deutschsprachigen Raum und unterhält zwei Studienprogramme (»Performance Studies« und »Performance und Theater in Schule«), die die interdisziplinäre performative Arbeit an Studierende vermitteln. Herzstück des ZPS ist das Ensemble des Theaters der Versammlung zwischen Bildung, Wissenschaft und Kunst (Theater der Versammlung, TdV): <https://www.uni-bremen.de/zentrum-fuer-performance-studies/theater-der-versammlung/was-ist-das-theater-der-versammlung> [28.02.2025].

Ansprüchen (in Kunst wie Wissenschaft) unterwerfe (statt sie zurückzuweisen). Ich muss mich also fragen: Sollte es darum gehen, alle Tätigkeiten mehr als geregelte Erwerbsarbeit zu begreifen und das Private, die restlichen Anteile, davor zu schützen? Oder geht es darum, die Arbeit so zu gestalten, dass wir, wenn wir uns schon als ganze Menschen einbringen sollen/wollen, auch Bedingungen vorfinden, die uns als solche da sein lassen? Mir scheint, hier liegt die Krux. Denn was bedeutet das? Heißt das, (a) dass sich Arbeitgeber*innen darum zu kümmern haben, dass mein (mental+physical-)health-Ladebalken möglichst auf hundert Prozent ist, dass mittwochs der Masseur kommt, freitags alle Yoga machen, dass das Essen in der Kantine immer gesund ist und jeden zweiten Tag ein Coaching oder eine Mediation stattfindet, weil wir noch nicht zu hundert Prozent diskriminierungs- und gewaltfrei kommunizieren, während wir gleichzeitig innerhalb eines globalen Konkurrenzkampfs verlässlich Höchstleistungen an den Tag legen wollen/sollen?! Oder heißt das (b), dass wir am Arbeitsplatz so sein können, wie wir sind (»Come as you are«) – und zwar inklusive unserer Begehren, unserer Ängste, unserer Gewaltfantasien, Verschrobenheiten und Krankheiten? Beide Gedankenstränge enden in letzter Konsequenz im Terror! Da winkt Foucault (1992): Ich will mich nicht dermaßen regieren lassen – auch so nicht! Jegliches Dogma ist problematisch. Eines, das Gesundheit (inkl. mental health, obwohl sie immer so gut klingt...!) absolut setzt und auch eines, das Authentizität absolut setzt. Was also tun? Klar, Kategorien hinterfragen (klassisch kritisch, mit Foucault und anderen) UND mit diesen und anderen Kategorien spielen. Und in diesem Prozess landen wir irgendwann bei der Frage, wie wir leben wollen. Zur Behandlung dieser Frage aufgerufen sind folglich Tätigkeiten der Kritik, der Recherche, der Theorie, des Spiels, der Imagination, der Spekulation..., also genau jene Bereiche, die insbesondere von Wissenschaftler*innen und Künstler*innen bespielt werden. Es entsteht ein logischer Zirkelschluss. Von den hier aufgeworfenen Herausforderungen sind wir (du und ich) nicht nur betroffen, sondern absurderweise sind wir es auch, die von Gesellschaft adressiert werden im Hinblick auf einen sinnvollen Umgang damit. Wo/wie also aussteigen bzw. eingreifen in den Zirkel? Wo/wie konkret hier und jetzt schreibend/denkend einsetzen?

Vielleicht zunächst so: Der Fokus auf das Individuum reicht nicht aus. Das Wir in der Frage, wie wir leben wollen, muss ernst genommen werden. Es geht nicht darum, wie wir jeweils individuell leben wollen, sondern wie wir miteinander unser Miteinander gestalten (wollen), sodass wir weder dem Terror der Selbstoptimierung noch dem Terror des Authentischen erliegen. Es muss also z.B. gehen um Fragen des kollektiven Arbeitens, um Fragen der Zeit(räume)

für Ambivalenz (statt eines Pochens auf Eindeutigkeit/Eindimensionalität), also um Ambiguitätstoleranz, und auch um Fragen der Zeit(räume) für situierte Aushandlungsprozesse, die von denjenigen praktiziert werden, die es angeht, und nicht von oben herab (hier denke ich an Politik im Sinne von Rancière 1995). Es könnte ferner gehen um Fragen des Gesprächs/Kontakts, also auch um Praktiken des Zuhörens und der Berührung im Hinblick auf Möglichkeiten der Veränderung im Miteinander (vs. stumpfe Identifizierung).

Du siehst, deine Gedanken haben mich zu einer sehr ausgiebigen Auseinandersetzung angestoßen, die viele Seiten meines Schreibprogramms füllt. Es handelt sich um eine vertiefende Analyse der aufgeworfenen Problematik (es ist sogar ein Schaubild entstanden, das ich jedoch nicht mitschicke). Hier habe ich dir nur eine abgespeckte Version vorgestellt, denn dann kam ein Anschlussgedanke, der die Analyse in meiner eigenen Wahrnehmung nun nicht mehr als Ergebnis erscheinen lässt, sondern zum Prozess degradiert, dem eine so umfangreiche Verschriftlichung nicht gebührt. Was also tun? Ich frage mich: Ist mein Anschlussgedanke vielleicht nur inklusive der vorherigen Gedanken verständlich, also angemessen rezipierbar, oder braucht es sie nicht? Ich kenne von mir einerseits die Erfahrung, dass ich es willkommen und gut heiße, wenn Sachverhalte nüchtern und übersichtlich (in Tabellen/Schaubildern, als Formeln...) dargestellt werden. Andererseits weiß ich um den Effekt, den eine Erzählung oder ein Dialog in mir auslösen. Während ein fertiges Ergebnis in Form eines Schaubilds schnell konfrontativ, monumental und endgültig/abschließend daherkommt, laden mich Erzähl- und Dialogformen dazu ein, mitzudenken. Bei ersterem muss ich out of the box denken, wenn ich mich beteiligen möchte, während letzteres gar nicht erst eine box konstruiert, die überwunden werden muss. Oder wird in diesem Szenario eine viel abgeschlossene box erschaffen, die, gerade weil sie offen scheint, Leser*innen eher (künstlerisch) verführt als zum (wissenschaftlichen) Nachdenken einlädt? Du hast dich wiederholt dafür ausgesprochen, auch (und gerade) innerhalb des Wissenschaftsbetriebs sensibel zu sein für das Verhältnis von Form und Inhalt. Das heißt für mich auch, immer wieder situativ zu prüfen, was im Hinblick auf ein zuvor gefasstes Ziel (das sich im Prozess natürlich auch verschieben kann) geschieht. Wenn es also hier unser Ansinnen ist, das Verhältnis von Kunst/Wissenschaft und Gesundheit zu erforschen, welche Form verlangt die Sache von uns? Wie können wir spielen, experimentieren und zugleich einen schlaun Text produzieren, der Anerkennung findet als sinnvoller Diskursbeitrag? Und woran orientieren wir uns letztlich darüber hinaus? Muss wissenschaftlich-philosophische – genauso wie künstlerische – Arbeit ihre Qualität nicht

letztlich daran messen, ob und inwiefern sie ihr Versprechen einlöst und sich auf die großen Fragen einlässt – auch auf die Gefahr hin, ihnen nicht, gar nie, gerecht zu werden? Braucht es dafür vielleicht sogar Formen von bzw. ein gewisses Maß an Krankheit seitens der Produzent*innen?

Es ist eine alte Binsenweisheit, dass wir Antworten auf unsere Fragen genau dort finden, wo wir auf Widerstände treffen und Befremdung verspüren. Ich möchte deshalb an einen Punkt in deinen Ausführungen anknüpfen, der mich stutzig gemacht hat. Anna, was ist die Seele? Seelenheil und Gesundheit sind irgendwie verwandt, aber doch sehr unterschiedlich. Wie wäre es, die Seele (das Denken der Seele) wissenschaftlich zu rehabilitieren? Stell dir vor, Arbeitgeber*innen hätten die Pflicht, auf das Seelenheil ihrer Mitarbeiter*innen genauso zu achten wie auf die körperliche Unversehrtheit.

AS: Das ist eine schöne Frage und ein schöner Gedanke. Ich weiß nicht, was die Seele heute ist oder sein könnte. Ist damit vielleicht mentale Gesundheit gemeint? Oder psychische Gesundheit? Gibt es da einen Unterschied? Unser Seelenkonzept gründet ja bekanntermaßen in der griechischen Antike. Platon schreibt ihr ein eigenes Dasein zu, Aristoteles reformiert diese Ansicht in *De Anima* und beschreibt sie als Form (!) eines Körpers, die ihn erst lebendig macht: Die Seele verhalte sich zum Körper wie das Sehvermögen zum Auge. Allerdings gehören bei Aristoteles viele, darunter grundlegende körperliche Vorgänge, wie z.B. die Nahrungsaufnahme, alle sinnlichen Eindrücke, aber auch die Vernunft, zu den unterschiedlichen Seelenvermögen, wobei wir einige mit Pflanzen und Tieren teilen und andere nicht.

Womit Aristoteles uns hier vielleicht weiterhilft, ist sein berühmter Ausspruch: »Nichts ist im Verstand, was nicht zuvor in der Sinneswahrnehmung war« (Aristoteles *E ANIMA* III 8, 432a3-10.). Das hat Descartes dann in seinen Meditationen dekonstruiert und seine Rezeption schließlich mit »Ich denke, also bin ich« (Descartes 1990: 55) sehr verkürzt und zu einer Art Vakuum werden lassen, das heute problematische Züge angenommen hat, wie ich bereits oben angedeutet habe.

Insofern würde ich zumindest soweit gehen zu behaupten, dass bei den meisten Arbeitgeber- und -nehmer*innen der Zusammenhang zwischen sinnlichen Eindrücken und Verstandesleistungen in der Regel unterbeleuchtet ist. Wenn Du also nach der richtigen Form für unsere Inhalte fragst, bist Du eine Ausnahme von dieser Regel. Würde ich als Dramaturgin darüber nachdenken, würde ich sagen, dass ein Film wahrscheinlich das beste Format wäre. Das haben wir aber nicht zur Auswahl. Nicht einmal ein Gespräch. Von den

Herausgeber*innen war ursprünglich eine monologische Form wissenschaftlichen Schreibens vorgesehen, also das gängige Standardformat. Ich habe darum gebeten, stattdessen einen Dialog mit einer anderen Person führen zu dürfen, weil ich versuche, dem Überhang monologischer Formate in der Wissenschaft etwas entgegenzusetzen. Ich finde es in Inhalt und Form wichtig, dass wir uns über derlei Themen nicht nur alleine Gedanken machen, sondern uns unbedingt miteinander austauschen, mit anderen ins Gespräch gehen. In unserem Fall sind wir sogar als Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen angesprochen, also im interdisziplinären Dialog. Monologisch Monologe zu kritisieren wäre jedenfalls ein performativer Widerspruch, wie wir sie zuhauf in universitären Kontexten wiederfinden. Der Term bezeichnet einen Konflikt zwischen der inhaltlichen Aussage und dem, was die Form kommuniziert, wie z.B. ein Drittmittelprojekt zur Kritik der Kapitalisierung von Forschung oder eine Multiple-Choice-Klausur zum Angewandten Lernen oder dergleichen. Wir kennen das alle aus Filmszenen, wenn jemand mit rotem Kopf brüllt: »Ich bin nicht wütend!!« Daran können wir auch ablesen, wie dominant sich die Aussage der Form gegenüber dem semantischen Gehalt verhält. Mit den performativen Widersprüchen im akademischen Alltag habe ich mich bereits in meiner Dissertation beschäftigt und konnte zeigen, dass hieraus paradoxe Handlungsaufforderungen entstehen, in der Dynamik Double-Bind-Strukturen vergleichbar, und die führen bekanntermaßen zu psychischen Erkrankungen (siehe hierzu ausführlicher: Suchard 2022).

Was das Seelenheil am Arbeitsplatz betrifft, scheint das etwas zu sein, was sich aktuell durch die sog. Generation Z (Gen Z) und die mangelnden Fachkräfte sehr verändert. Angeblich haben die Angehörigen dieser Generation einen Fokus auf mental-health-Themen und erwarten von ihren Arbeitgeber*innen, diesen Fokus zu teilen (vgl. beispielsweise Reimold/Knappich 2021). Wir machen uns als sog. Millennials oft genug darüber lustig, wenn sie dem Klischee nach z.B. fragen, ob sie auch zur Arbeit kommen sollen, wenn sie nicht so gut geschlafen haben, aber haben sie nicht vielleicht recht?

CB: Die Frage nach Gesundheit scheint mir heute im Vergleich zu anderen Zeiten sehr individualisiert.⁴ Im christlichen Konzept des Seelenheils gab/gibt es einen Bezug zu Gott. Im antiken Griechenland wurde Selbstsorge meines Wissens immer im Bezug zur Gesellschaft gedacht. Wenn ich also frage, ob uns ein Denken des Seelenheils heute wertvolle Impulse liefern könnte, dann vielleicht

4 Für eine kurze & pointierte Intervention siehe z.B. Bittlingmayer (2011).

gerade mit Blick auf die Frage, wie wir Gesundheit jenseits des Individuellen (bzw. über das Individuelle hinaus) denken können. Die soziologischen Analysen, die der Gesellschaft Krankheiten und Traumata attestieren, sind zwar zahlreich, aber mir scheint, dass diese Analysen als Reaktion nicht etwa eine kollektive Zuwendung auslösen, sondern sich auf unheilvolle Weise mit individuell gedachten Gesundheitsimperativen verquicken.

Wir sind alle krank/traumatisiert und müssen deshalb immer und lebenslang individuell an uns arbeiten. Einerseits ist das bejahenswert im Hinblick auf eine friedlichere, glücklichere, gesündere Gesellschaft. Aber es gibt eine hochproblematische Kehrseite. Analog zum Imperativ des lebenslänglichen Lernens suggeriert uns diese Vorstellung, dass wir alle Dauerlehrlinge resp. Dauerpatient*innen sind, deren Teilnahme und Teilhabe an einer (inklusive) Gesellschaft zwar gewünscht, aber auch enorm voraussetzungsreich ist. Denn dies erfordert eben ständiges Lernen und ständige Therapie/Behandlung. Was ist daran problematisch?

Erstens: Wer die ständige/ewige Bereitschaft zur Weiterentwicklung nicht an den Tag legt, ist bei aller (Inklusions-)Liebe nicht willkommener Teil der Gesellschaft. Wer also nicht genau weiß, worin der Anspruch hier besteht, wie er einlösbar oder zumindest für andere als Haltung erkennbar ist, läuft Gefahr, nicht anerkannt zu werden, gerät potentiell in eine aggressive Abwehrhaltung oder zieht sich aus öffentlichen Diskussionen zurück. Ich muss mich als lernbereit und reflektiert bezüglich des eigenen Traumas zeigen/aufführen, mich also dem Weiterentwicklungsimperativ/-dispositiv verpflichten/unterwerfen.

Zweitens: Mit dem oben beschriebenen Phänomen geht ein ewiges Nicht-Fertigwerden einher, eine ewige Aspiration und also eine ewige Inkompetenz (vgl. diese Argumentation bei Dörpinghaus/Uphoff 2012, aber auch schon bei Beck 1994). Wir sträuben uns, berufliche und/oder gesellschaftspolitische Verantwortung zu übernehmen, da wir uns (noch) nicht bereit fühlen, bzw. Sorge haben, dass wir nicht kompetent/stark/gesund genug dafür sind. Wir überlassen die wichtigen Dinge also lieber denen, die sich stark genug wähnen bzw. uns stark genug erscheinen. Statt gemeinsam mit anderen Dauerkranken resp. Dauerlehrlingen, die sich ebenso unsicher sind, in langwierige und kraustraubende kollektive Recherche- und Diskussionsprozesse einzutreten, vertraue ich lieber dem, der (vermeintlich) den richtigen Weg kennt, also dem berühmten starken Mann. So habe ich genug Zeit für mich, um mich individuell weiterzubilden, auch um therapeutische Angebote wahrzunehmen, sodass ich ausreichend gesund und auch irgendwann einmal (nie!) soweit bin.

Diese tentativen Überlegungen führen zu folgender These, die einer tiefer gehenden Überprüfung und Analyse bedürfte: Phänomene der Individualisierung, der gesellschaftlichen Pädagogisierung (»Wir sind alle vereinzelte Dauerlehrlinge.«) und der gesellschaftlichen Therapeutisierung (»Wir sind alle vereinzelte Therapie-/Coaching-Dauer-Bedürftige.«) stehen in einem Spannungsverhältnis zur kollektiven Politisierung von Fragen um Gesundheit/Seelenheil. Kurz gesagt: Was tun, wenn ich mich vom aktuellen Gesundheitsdiskurs nicht dermaßen regieren lassen will? Dazu noch ein paar Überlegungen.

Wir brauchen kollektive Räume und Zeiten für das Erleben von und den Umgang mit Leid und Krankheit als konstitutiven Bestandteilen des gesellschaftlichen Lebens (diese wurden traditionell von Religion & Kunst zur Verfügung gestellt, aber ich sehe nicht, dass sie dies heute tatsächlich leisten). Nicht gemeint ist hier eine Nutzung von Kunst für die mentale Gesundheit der:des einzelnen Kranken! Hier sind ALLE zur Partizipation aufgerufen. Und zwar zum Wohl des Miteinanders. Nicht zu meinem individuellen Wohl. Hier treffen sich also Kunst, Politik und Public Health. Und spätestens hier braucht es eine fundierte sozialwissenschaftliche Gesellschaftsanalyse. Eine turbokapitalistische, neoliberale, nach wie vor auf Ausbeutung und Kolonialismus setzende Gesellschaft, die verantwortlich ist für eine Klimakatastrophe unfassbaren Ausmaßes, kann nicht gesund sein resp. gesunden/heilen, ohne diese Missstände im Großen anzugehen und zu verändern. Nur wann machen wir das, wenn wir uns permanent um unsere individuelle (mentale) Gesundheit und unseren individuellen Lernzuwachs kümmern sollen/müssen, um einen ordentlichen Beitrag zur gesellschaftlichen Wertschöpfung zu leisten? Wer immer fit-for-job und gesund ist, macht sich in meinen Augen verdächtig. Eine Gesellschaft, die versucht, die Gesundheit ihrer Mitglieder isoliert zu denken, also getrennt von globalen Missständen, ebenso. Und (und hier wird's besonders haarig): Verdächtig sind auch die, die innerhalb dieser Missstände Zivilisationskrankheiten und Modediagnosen zwar thematisieren (egal ob als eigenes Leid oder als Beobachtung bei anderen), als Antwort dann aber doch nur individuelle Lösungen anbieten bzw. annehmen, sich also einer Gesellschaftskritik enthalten. Wer heute keine Nahrungsunverträglichkeit, keinen Burn-Out, keine Rückenschmerzen, kein ADHS, keine Kopfschmerzen, keinen erhöhten Alkoholkonsum etc. – wer von all dem gar nichts vorzuweisen hat, gehört irgendwie nicht richtig dazu, kann nicht am alltäglichen gesellschaftlichen Diskurs teilnehmen. Der Tipp der Kollegin oder des Freundes auf solcherlei Klagen lautet jedoch eher selten: »Hey, dann lass uns das mal struktu-

rell/systemisch beleuchten und ggf. die Bedingungen verändern!« Viel wahrscheinlicher wird dir eine sorgfältige Nabelschau nahegelegt, werden individuelle Verhaltensempfehlungen verabreicht. (Ein bisschen Defekt ist ja auch die nötige Grundlage, um sich therapeutischen Behandlungen zu unterziehen und sich also entwicklungsbereit zu zeigen!)

Was bleibt nach all diesen Überlegungen? Ich frage mich: Wie können wir trotz alledem einigermaßen gesund sein? Aber auch: Wie können wir wegen alledem auch in Ruhe angemessen krank sein?

Mir scheint, Fragen von Gesundheit und Heilung sind immer nur in Kombination mit anderen gesellschaftlichen Praktiken/Bereichen denkbar. Und hier greife ich nochmal meinen ersten Absatz zur Frage des Seelenheils auf. Wo greifen Kunst, Public Health und Politik so ineinander, dass es nicht nur um das individuelle Wohl der Menschen, sondern immer (auch) um gesellschaftlichen und ökologischen Wandel geht? Das muss nicht immer überall draufstehen, aber drin sein. Das muss nicht immer bewusst/gewollt sein, aber spürbar. (Hier besteht sogar eine Gefahr. Alle Kunst scheint heute politisch/kritisch sein zu wollen/zumüssen. Aber ist sie es?) Und die letzte Frage: Müssen wir die Frage des Seelenheils heute vielleicht an die Ökologie knüpfen?

AS: Das weckt in mir die Erinnerung an die Performance, die wir bei der Abschlussstagung von carat – caring all together gezeigt haben.⁵ Wir hatten es uns zur Aufgabe gemacht, aus den Gedanken-Protokollen von Beratungssitzungen etwas zu machen, was diese vermeintlich individuellen Überforderungen als kollektives Phänomen entlarvt. Du hattest die Regie und wir haben diese Text-Fragmente mit einem Song und einem choreographischen Element aus Fangen und Fallen kombiniert. Bei dem Song handelte es sich um Fleißig von der Band Nichtseattle⁶, wir hatten aber nur zwei Zeilen aus dem Refrain in Dauerschleife geloopt, nämlich: »Ich bin immer so fleißig, und trotzdem – irgendwie reicht's nicht. Ich bin immer so fleißig, und trotzdem – irgendwie reicht's nicht. Ich bin immer so fleißig, und trotzdem – irgendwie reicht's nicht. Ich bin immer so fleißig, und trotzdem – irgendwie reicht's nicht...«, dazu kam dann mehr und mehr das Fallen, das schließlich übergang in ein Hinlegen und Aufstehen, was natürlich etwas ganz anderes ist.

5 <https://www.uni-bremen.de/carat-caring-all-together> [27.07.2025].

6 <https://nichtseattle.bandcamp.com> [26.02.2025].

Entscheidend erscheint mir dabei, dass wir nämlich auch als Angehörige des Mikrokosmos Universität, die derlei Phänomene beforschen, reflektieren, darüber schreiben, tatsächlich glauben (mitunter sogar wider besseres Wissen), dass es an uns als Individuen liege und die allermeisten anderen es hinkriegen würden, nicht immerzu überlastet zu sein. Und ja, dann fehlen uns die Kraft und der Mut, strukturelle Missstände anzugehen. Stattdessen arbeiten wir standardmäßig nach Feierabend und an den Wochenenden weiter, um alles zu schaffen und vielleicht auch ein bisschen um vor den Kolleg*innen zu verbergen, dass unser Pensum uns überfordert. Wir haben unglaublicherweise akzeptiert, dass das normal ist. Schlimmer noch, indem wir alle mehr arbeiten, als wir bezahlt werden, halten wir ja dieses ausbeuterische System erst am Laufen. Würden wir alle nur noch so viel arbeiten, wie in unseren Verträgen steht, würde die gesamte Universität in Nullkommanichts zusammenbrechen. Und das gilt natürlich nicht nur für Universitäten. Die Frage ist also: Warum tun wir das? Warum lassen wir das nicht? Warum denken wir, alle Macht liege im Tun, wo doch so viel Macht im Lassen läge?

CB: Ich denke, wir tun das, weil wir Angst haben, abgehängt zu werden. Und in dem Moment, wo das in einem Raum kollektiv spürbar wird, eben z.B. durch so eine Performance wie die oben beschriebene, fließen gleich Tränen. Was also tun? Mehr von sowas? Und wie erlebst du es gerade, zum Lassen gezwungen zu sein?

AS: Darauf gibt es zwei Antworten, je nachdem, wohin ich schaue. Ich erlebe es als unwirksam und irrelevant in Bezug auf die Universität als Institution. In Bezug auf mein kleines persönliches Leben ist es natürlich hochwirksam und hat mein Umfeld und mich bereits sehr verändert. Das Zentrum für Performance Studies der Universität Bremen, also meinen Kernarbeitsbereich, würde ich dazwischen ansiedeln. Die Mühlen stehen hier natürlich nicht still, nur weil ich ausfalle, aber es gibt Bereiche, in denen ich als Lücke wahrnehmbar bin, könnte man vielleicht sagen. Das liegt sicherlich daran, dass wir in unserer Arbeit viel Wert darauflegen, solche Situationen zu untersuchen und nicht einfach zu vertuschen. Das könnten wir und es wäre vermutlich sogar einfacher, aber es interessiert uns viel mehr, handelnd zu beforschen, wie sich ein Leitungskollektiv und ein Ensemble und die Lehre und eine Publikation in Zusammenhang mit Krankheit und Abwesenheit einer zentralen Person gestalten, als performative Mikrostudie gewissermaßen.

Ich frage mich auch jeden Tag in Bezug auf diesen Text, was richtig zu tun oder zu lassen wäre. Wir haben die Deadline nicht geschafft und mussten um Verlängerung bitten, und nun ist wieder die Frage, ob wir die Deadline schaffen oder ob wir ggf. ganz zurückziehen. Ist es richtig, krank einen Dialog zu diesen Themen zu verfassen, oder ist es richtig, es zu lassen? Ich denke, es wäre performativ richtig, es zu lassen und ich produziere hier einen performativen Widerspruch. Ich tue es aber deshalb, weil ich sonst keine sichtbare Lücke hinterlassen kann. Der akademische Betrieb läuft schließlich ohne mich genauso weiter, wie diese Publikation ohne meinen Beitrag erscheinen würde, nur dass dann niemand erfahren würde, wie Akademiker*innen nicht nur theoretisch über Fragen von Krankheit und Gesundheit in Zusammenhang mit Institutionen nachdenken, sondern ganz konkret mit ihnen konfrontiert sind und ich meine, dass unser Credo, all das immer zu verheimlichen, kein gutes ist. Ich frage mich, wie viele Menschen sang- und klanglos mit oder durch Krankheit aus diesem Betrieb verschwunden sind – sie sind unsichtbar. Das soll allerdings umgekehrt kein Aufruf sein, dass immer alle von ihren gesundheitlichen Problemen berichten müssen, aber vielleicht kann es als Einladung wirken, mal über ein neues Credo zu verhandeln?

Literaturverzeichnis

- Beck, Johannes (1994): *Der Bildungswahn*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bittlingmayer, Uwe H. (2011): »Die Speerspitze einer neuen sozialen Bewegung [1] – Public Health und das Verhältnis von Gesundheit und Gesellschaft«, in: Dr. med. Mabuse, *Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe* 191, S. 61–64.
- Corcilius, Klaus (Hg.) (2017): *Aristoteles: Über die Seele. De anima*, Reinbek bei Hamburg: Felix Meiner.
- Descartes, René (1990): *Discours de la méthode*, Reinbek bei Hamburg: Felix Meiner.
- Dörpinghaus, Andreas/Uphoff, Ina Katharina (2012): *Die Abschaffung der Zeit: Wie man Bildung erfolgreich verhindert*, Darmstadt: WBG.
- Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?*, Berlin: Merve.
- Lagaay, Alice/Seitz, Anna (Hg.) (2018): *Wissen formen – Performative Akte zwischen Bildung, Wissenschaft und Kunst. Erkundungen mit dem Theater der Versammlung*, Bielefeld: transcript.
- Ranciere, Jacques (1995): *Das Unvernehmen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Reimold, Sabrina/Knappich, Thomas. (2021): »Gute Arbeit – eine Frage der Generation?«, in: *Pflegezeitschrift* 74, S. 17–19.
- Seitz [Suchard], Anna (2021): »Performativität und Universität – Zur Aufführung akademischer Forschungs-, Lehr- und Lernweisen«, in: Daniel Reupke/Sven Banisch/Meike Beyer/Philip Roth/Julia Thibaut (Hg.), *Netzwerke – Performanz – Kultur. Transdisziplinäre Perspektiven und wechselseitige Bezüge*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Suchard, Anna (2022): *Wie wir uns an der Universität aufführen – Zur performativen Wechselwirkung von Hochschule und Gesellschaft*, Bielefeld: transcript.

